

(Nachdruck verboten.)

82]

## Flammen.

Roman von Wilhelm Hegeler.

Doktor Platen hatte seiner Gewohnheit gemäß die Hände auf den Rücken gelegt und den Kopf nach vorn übergeneigt. So konnte Frau Grabaus, die etwas größer als er war, nur seinen Hut sehen. Sie grübelte in einem fort darüber nach, wie sie das, was wie ein schwerer Klumpen, unternischt mit Groll und Haß, in ihrem Innern zusammengeballt war, ihrem Nachbar beibringen könnte. Aber da dieser nicht sein verstocktes Schweigen brach, wußte sie in ihrer Schwerefülligkeit keinen Anfang zu finden. So waren die beiden eine ganze Weile nebeneinander hergegangen und schon nicht mehr weit vom Bahnhof, als Doktor Platen in der Dunkelheit auf einer Gleisbahn stolperte und beinahe hingefallen wäre.

„Auch das noch!“ brummte er. „Eine schöne Beleuchtung in diesem vertrackten Nest!“

Als wenn Frau Grabaus nur auf dies eine Wort gelauert hätte, stieß sie heraus, während sie einen dunkelroten Kopf bekam:

„Mir ist überhaupt die ganze Stadt verhaßt. Nur bloß weg von hier! Möglichst weit weg von Weimar! Ach, dieses Weimar! Alles ist für ihn dort großartig, schön und tausendmal besser. An mir hat er bloß noch zu mädeln. Sie glauben nicht, wie ich darunter leide.“

Doktor Platen wunderte sich haß, da er nicht verstand, was die Frau eigentlich meinte.

„Da können Sie doch nichts dazu, wenn ihm Weimar besser gefällt. Sie haben dies alte Nest doch nicht gebaut.“

„Ach, ich meine ja nicht die Stadt, ich meine —“ Sie zuspitzte. „Eine Frau hätte mich längst verstanden.“

„Na natürlich!“

„Verstehen Sie mich wirklich nicht?“

„Ne. — Ich habe eben nicht so 'ne feine Nase wie die Frauen.“

„Und doch müßte es Ihnen sonnenklar sein, denn es spielt sich ja in Ihrem eigenen Hause ab.“

Da fuhr er in die Höhe und blickte betroffen die Frau an, die, gerade vom Licht einer Laterne beschienen, mit unbeweglichem Gesicht geradeaus starre.

„Wollen Sie sich nicht deutlicher ausdrücken?“

Aber erst als Frau Grabaus die Laterne im Rücken hatte und sich wieder im Dunkel befand, sagte sie mit flüsternder Stimme:

„Ihre Schwägerin und mein Mann — wenn das zwischen den beiden so weiter geht, dann gibt's ein Unglück.“

„Gmm,“ knurrte Doktor Platen als einzige Antwort. Während er den Kopf noch tiefer als vorher nach vorn neigte, stieß er ein paar Mal keuchend den Atem aus. Ohne weiter ein Wort zu wechseln, erreichten die beiden den Bahnhof. Eine Weile stand man dort noch einsilbig und verfroren herum, bis dann der Zug einlief und Platen sich verabschiedete.

Auf dem Heimweg aber war Frau Grabaus so vergnügt und zärtlich gegen ihren Mann wie seit langer Zeit nicht.

Sie schlug ihm den Rockragen hoch, damit er sich nicht erkältete, und als er sie fragte, ob der Tag nicht eigentlich ganz nett gewesen wäre, erwiderte sie:

„Jamos! Viel netter, als ich erwartet habe. Der Major ist ein reizender Mensch. Und seine Frau — Gott, eigentlich tut mir die arme Frau leid. Sie beneidet mich so wegen meiner Kinder. — Alles kann der Mensch eben nicht haben. Sie hat das Geld und ich die Kinder. Schließlich bin ich doch noch die Glücklichere!“

Das vergnügte Wesen behielt Frau Grabaus auch in den nächsten Tagen bei. Während sie von dem Bewußtsein erfüllt war, etwas Notwendiges, sehr Gutes und Kluges getan zu haben, schlug sie doch zugleich gegen ihren Mann manchmal einen spöttischen und mitleidigen Ton an, als wenn sie sagen wollte: „Ach, wenn Du wüßtest, Du armer Kerl, was ich Dir

für einen Streich gespielt habe!“ Denn nach ihrer Ueberzeugung würde Doktor Platen nun mit seinem Bruder sprechen, und beide würden dafür sorgen, daß der Verkehr ihres Mannes mit dieser gehäßten Frau ein Ende nähme.

Doktor Platen hatte auf das, was er gehört, nur mit einem dumpfen Seufzer, halb des Ingrimm's, halb des Schmerzes geantwortet. Aber kein Wort zur Abwehr dieser Verdächtigung war über seine Lippen gekommen. Denn vom ersten Augenblick an war er von deren Wahrheit fest überzeugt. Und während er auf der Heimfahrt mit finsternem Gesicht seiner Schwägerin gegenüber saß, schwebte über dem trüben Bogen seines Innern deutlich nur die eine Frage: „Wie weit sind die beiden? Was ist Tatsächliches passiert?“

Er liebte seinen Bruder mit diesem starken Gefühl der Familienanhänglichkeit. Seine Schwägerin aber hatte er lange Zeit mit schroffer Ablehnung wie einen Eindringling behandelt. Erst ganz langsam war ein etwas herzlicheres Verhältnis eingetreten, hatte er angefangen, ihr ihre Fröhlichkeit, ihre Anmut, ihre Schönheit zu verzeihen. Doch dahin war es eigentlich erst gekommen, als sie sich seinem Einflusse unterzuordnen begann. Gerade in der Zeit, als das helle Lachen der jungen Frau verflogen war zu mattem Lächeln, als ihre Augen den taugigen Glanz verloren hatten und oft so versonnen träumten, als ihre frischen Farben zugleich mit der Frische und Lebhaftigkeit ihrer Gedanken erblaßt waren — gerade in dieser Zeit hatte Doktor Platen sich ihr am innigsten angeschlossen und sie mit seinem geheimen Fühlen und Denken vertraut gemacht. Als sie dann aber von der Reise gänzlich verändert zurückkehrte, kam er sich wie betrogen vor. Er jah nicht ein, daß sie in dieser neuen Erscheinung nur wieder sie selbst geworden war, sondern fragte einfach: „Wer mag ihr das neue Wesen eingeblasen haben?“ Und nach dem ersten Zusammentreffen mit Grabaus wußte er, woran er war. Sein Verstand hatte sich mit diesem Verkehr abgefunden, indem er sich sagte, daß die junge Frau für das, was ihr der so viel ältere Mann nicht bieten konnte, einen Ersatz suchte in der sentimentalen Freundschaft mit diesem Schönredner und Charlatan. In seiner Seele aber lebten Kränkung und Eifersucht uneingestanden fort. Und dieser leidensvolle Zustand machte ihn so ohne Widerspruch empfänglich für die verdächtigen Worte jener Frau.

Er war entschlossen, seinem Bruder den Vorgang mitzuteilen. Doch innere Schwerefülligkeit, ein letztes Bedenken wohl auch, hielten ihn zurück. So legte er sich aufs Beobachten. In den Blicken, mit denen er jetzt seine Schwägerin musterte, lag das unerbittlichste Mißtrauen, fast eine laut redende Anklage. Voll verbissener Wut waren all seine Worte.

Marie Luise begann sich vor ihm zu fürchten. Manchmal ahnte sie geradezu, was Frau Grabaus mit ihm gesprochen hatte. Wenn sie an diese und ihren jähen Ueberfall dachte, dann war es nicht Schuldbewußtsein, was sie quälte, sondern das unheimliche Gefühl, daß es einen Menschen auf der Welt gab, der sie haßte, und Schmerz, daß es einen gab, dem sie Leid zugefügt hatte. Darunter litt sie, deren Seele alle Menschen mit gültigen Augen anschaute, mehr als andere. Das schlimmste aber war der zurückgebliebene Schreck, das Grauen vor der plötzlich aufgetauchten Niedrigkeit. In ihre Welt, die dem vornehmen, stillen Hause gleich, das sie von Jugend auf bewohnt hatte, war plötzlich etwas hereingebrochen, von dem sie wohl gewußt, das sich aber bisher nie ihr zu nahen gewagt hatte. Und nun war ihr, als ließe sich das Tor nicht mehr schließen, als würde sie auch in Zukunft solchen Angriffen ausgesetzt sein.

Am nächsten Sonnabend äußerte Doktor Platen die Absicht, seine Schwägerin aus dem Vortrag abzuholen. Diese erklärte verwundert, das sei ihr sehr angenehm. Er wartete am Eingang und begleitete sie und Grabaus nach Hause. In peinlichem Schweigen verließ der Weg. Auch in den nächsten Tagen fiel ihr auf, wie oft sie ihm begegnete, und seitdem vermied sie es, das Haus überhaupt zu verlassen.

Wenn sie an diesen Tagen einsam am Fenster saß oder mit ihrem Gatten plauderte, dann flog ihr Blick oft hinaus auf den Park. Zu allen Tageszeiten sah sie ihn, in allen Beleuchtungen: wenn im hellen Sonnenglanz die Baummassen

**N**ach auflösen in ein Gewirr schwarzer, weiß heränderter Zweiglein, und diamantner Staub die bläuliche Luft durchrieselte, wenn im grauen Nebel nur ahnungsgleich die dunkleren Kronen sichtbar wurden, und die vorübergehenden Menschen wie von immer dichteren Schleiern umwoben verschwanden, wenn in späten Nachmittagsstunden rotglühende Ströme durch die Wipfel schossen und ein gewaltiger Brand aufzulodern schien, der dann in violette und schwärzere Dunkelheiten verglomm . . . So sah sie den Park. Doch nie in diesen Tagen sah sie ihn wieder in mildem Mondglanz. Wolken verhüllten Sterne und Mond, und die Nächte waren lichtlos und schwarz. Nur mit der Seele sah sie das Bild von ehedem: die hohen Pappeln und darüber den großen, feierlich milden Mond, mit Zauberglanz umwebend den weiten Schneeflan, das niedrige Gebüsch, die murmelnde Elm und die beiden einsamen Menschen. Nie würde solche Stunde wiederkehren, und doch fühlte sie: diese Stunde war ihr Leben, das ewig blühende Glück ihres Herzens, die unaufhörlich zehrende Sehnsucht, die nie ganz schweigende Schuld.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## In hellen Sommernächten.

Von Richard Suldschiner.

Wenn über der Mendel die Sonne zum Untergang sich neigt, dann nehmen alle Dinge glühendere Farben an; der Wald wird leuchtend grün wie ein klarer Smaragd, die Felder glänzen wie reines Gold, der Schiern aber, der sich vom blauen Himmel abenteuerlich abhebt, verbreitet wie von innen heraus ein reines, warmes Licht, das immer strahlender wird.

Die Farbenunterschiede der Felsen verwischen sich.

Eine rote, drohende Faust steht der Berg über den Wäldern. Dann kommt die Nacht . . .

Der Mond ist noch nicht aufgegangen; der steht hinter dem Schiern.

Aber der Himmel ist voll von seinem Licht. Die Sterne haben den Bettstreit mit ihm aufgegeben. Das ganze Firmament ist ein silberner, leise zitternder Schild, der zu tönen scheint.

Die fernern Gletscher glänzen durch die Nacht wie Klingensors Zaubertürme. Die nahen Berge aber brüten schwarz und ernsthaft und trauern um ihr Atlasgeschick; denn sie sind die Gspieiler, die dunklen, tragenden Gspieiler, auf denen die Last der Welten ruht. Der Nachtwind fährt über die Felder. Die langen Halme beugen sich vor ihm und geben den Gruß weiter.

Am Wegrain duftet betäubend der Salbei.

Große Fledermäuse flattern.

Auf einer alten Linde singt die Nachtigall. Es klingt wie Flötenton, wie bebendes Schluchzen . . .

Das ist die Stunde, da die Wiesen atmen.

Was streicht da durch die Felder?

Was regt sich dort am Hübel?

Auf allen Wegen ist ein heimliches Gehen. Ueberall tönt und flüstert es. Hinter jedem Stein ein sehnüchtliges Murmeln.

Sind es ferne Wasser, die zu Tale eilen?

Sind es Tiere, die die laue Nacht nicht schlafen läßt?

Sind es Menschen, die einander suchen?

Denn die hellen Sommernächte sind wollüstig, und noch sind im Dorf die Lichter nicht erloschen.

Oben im Wirtshaus tobt der Tanz.

Rauchende Bauernburschen drängen sich um den Eingang in die große Stube und schauen ernsthaft zu. Die Petroseumlampen qualmen. Auf der Ofenbrücke sitzt der lustige Heindl und schwingt die Ziehharmonika.

Ein Durcheinander von Städtern und Bauern. Wahlos greift man sich ein Mädel heraus.

In Quaim und Dunst scheint sich die niedrige Stubendecke zu biegen.

Ein großer, schlanker Mann steht regungslos in einem Winkel und verfolgt mit glühendem Blick ein blondes Mädchen, das sich im Tange dreht.

Sie ist wie ein wonniges, seltsames Wundermärchen anzusehen; ihre Näsel errät man nicht. Und wer es versuchen wollte, den würde die Sphing zerfleischen.

Der große, schlank Mann hat nur Blicke für sie. In seinen Augen liegt eine stehende, heiße Bitte.

„Gib mir die Hand! Deine süße, weiche Hand! . . . Und laß uns gehen! . . . Die Sommernacht ist hell — bald wird der Mond auf den Feldern sein — in den Wiesen duftet es — die Brunnen rauschen . . . Gib mir die Hand! . . .“

Aber sie schaut nicht auf. Sie tanzt. Und doch ist etwas in

ihr, was sie zittern macht. Die langen Wimpern beschatten erschrocken fragende Augensterne . . .

„Warum tanze ich in Quaim und Dunst der Bauernstube?“

„Warum gehe ich nicht lieber hinaus in die duftende Sommernacht?“

„Warum kommt er nicht und nimmt meine glühenden Hände? . . .“

Der Mond ist über den Schiern gekommen. Die Spitze des Kirchturms glitzert in den Himmel hinein. Die Häuser des kleinen Dorfes stehen fahl und geisterhaft da wie bleiche Gesichter, die im Tode erstarrt sind.

Von ferne tönt der Lärm der Tanzenden.

Ein Roggenfeld ist am Tage geschnitten worden. Jetzt stehen die Garbenhäusen in Reih und Glied und werfen plumpe Schatten.

Aber auf einmal kommt Leben in die Kolonnen.

Ein paar Männer schleppen die schweren Häufen vor die eisenbeschlagene Tür des Pfarrhofes und türmen sie dort auf.

Die trockenen Halme knistern . . . Und die Männer tuscheln leise und schleppen immer neue Lasten herbei. Wie wird der Herr Kurat sich haß betwundern, wenn er am Morgen zur Frühmesse will und den Widerstand der Tür nicht brechen kann! . . .

Und der Mond, der über den Schiern gekommen ist, sieht zu und lächelt.

Das Haus aber schläft. Die grünen Fensterläden sind wie müde Augenlider, die sich geschlossen haben. Und das Dach ist eine Nachtmücke, die sich der Schläfer tief über den Kopf gezogen hat, um nichts sehen und hören zu müssen . . .

Eine Rabe schleicht leise über das Gelände der langen Altane. In weiter Ferne hebt ein unmäßiges Lachen an, das seltsam im Nachtwind verhallt.

Die helle Sommernacht erzittert leise. Wärmewellen wogen über das Land. Ueber der Mendel brüht eine Dunstschicht, in der es weiterleuchtet.

Die Fischen am Wildbach seufzen vor schwüler Luft. Murmelnde Wasser lieblosen die weißen Steine, die im Mondlicht glitzern . . .

Ein langer Zug zieht durch den Wald.

Paarweise geben sie schweigend dahin. Denn die Ruhe des Waldes ist ihnen heilig. Sie horchen auf das feine, summende Flüstern der Zweige, auf das leise Sichregen verschlafener Vögel, die im Laube sitzen, auf die jähe Flußt des aufgeschreckten Eichlätzchens.

Zwischen den hohen Kronen der Bäume, die lustig sich wiegen, schaut der glänzende Himmel herab.

Und die Mädchen, denen das Herz im Busen vor Angst und Sehnsucht klopft, drängen sich an die Wegleiter heran.

„Laßt uns zum Wasserfall gehen!“ flüstert einer.

„Ja, laßt uns zum Wasserfall gehen!“

„Aber leise, leise! Sonst macht der Wald uns auf.“ . . .

„Oh, ich fürchte mich . . . Hört Ihr nicht, wie es da drinnen braust im Wald?“

Am Wasserfall feiert das Mondlicht Orgien. Silberstrahlen stürzen sich jubelnd und sprühend in die Tiefe und immer neue drängen sich rastlos heran. Berwehen! Bergehen! Berflattern! Ein leiser Windhauch küßt die glühenden Stirnen und aller Augen sind weit geöffnet und starren seltsam in die tosenden Fluten. Droben aber steht der Wald ernst und feierlich.

Im Wirtshaus steht einer unter den Tanzenden, ein großer, wie ein Jäger gelleideter Mann. Auf dem buschigen Haupthaar sitzt schief ein verblidener Hut mit einer krummen Feder. Der herzauste Schnurrbart hängt eigentwillig über dem Mund. Aus dem offenen Hemde schaut ein Stück der breiten, gewölbten Brust heraus. Die nackten Knie sind von Wind und Wetter gebräunt und weisen Wundmale auf.

Der Mann steht lässig da und lacht still in sich hinein. Auf einmal verläßt er die Stube und geht über den vom Monde grell beschienenen Hof nach dem Stall hinüber.

Nach einer Weile erscheint er wieder; er zieht eine Kuh hinter sich her.

Klapp . . . Klapp . . . Klapp . . . Klapp . . . dröhnte es auf den glitzernden Steinplatten.

Oben am Himmel freut sich der Mond in seinem Strahlenkreise.

Drinnen tanzen sie einen Stehrischen. Und auf einmal tut die Tür sich auf, und Mann und Kuh erscheinen in ihrem Rahmen.

Die Mädchen freischen; die Burschen johlen und die Kuh poltert misgütig in die Stube herein.

Da steht sie still und glockt, wirft den Kopf zur Seite und schlägt mit dem dürftigen Schwanz die breiten Lenden.

„Hül!“ schreit der Mann hinter ihr, „da wird nicht still gestanden! Hier tanzt man! Immer hübsch in der Runde herum! Komm, mein Lieb, und tanz mit mir!“

Die Mädchen sind auf die Tische geflüchtet, die Burschen werfen drohende Blicke.

Aber der Jäger kümmert sich nicht darum.

Eine Weile schaut er sich höhnisch um, dann schnalzt er mit den Fingern und verläßt, die Kuh hinter sich herziehend, die Stube.

Keiner folgt ihm.

Er bringt das Tier in den Stall zurück und lacht.

Dann geht er auf ein Häuschen zu, das im Mondlicht schlummert,

Öffnet zu ebener Erde eine Kammer und nimmt die Plinie vom Nagel neben der Tür.

Der Hund, der in der Ecke geschlafen hat, erhebt sich lautlos und folgt seinem Herrn, der nun mit großen Schritten dem Balbe aufsteigt. Sein Schatten zeichnet sich hager und seltsam auf den Platten des Weges ab . . .

Bevor er im dichten Holz verschwindet, dreht er sich um und sendet einen schallenden Fuchzer zurück, der allenthalben ein Echo weckt. Das stille Dorf horcht auf und schweigt.

Dann taucht der Jäger in die Waldnacht unter.

. . . Oben in den Legföhren unter den Felsen nistet der Auerhahn . . .

Hand in Hand huschen zwei Menschen durch stille Felder.

Das Herz klopft ihnen bis zum Halse hinauf, und trocken ist der Mund vom langen Harren.

„Ich danke Dir, daß Du gekommen bist,“ flüstert er leise und neigt sich zu seinem Mädchen.

„Du, Du . . . warum jagst Du mich so glühend an?“

„Weil ich Dich fengend verzehren möchte.“

„Warum legst Du Deinen Arm nicht um meine Hüfte? . . . Ich bin so müde . . .“

„Hier ist ein Stein . . . wir wollen uns sehen.“

„Es ist so einsam . . . alles schläft . . . sieh, wie der Mond scheint . . .“

„Jetzt sieht uns niemand . . . nur für uns steht jetzt die Welt . . . nur für uns . . . wir zwei, wir schreiten einsam durch leuchtende Weiten . . . das ist das Paradies.“

„Aber der Mond und der silberne Himmel und die Berge ringsum?“

„Komm, schließe die Augen und lege Dein Haupt an meine Brust . . . nur für uns steht jetzt die Welt . . .“

„O, ich liebe Dich . . .“

Und sie sinkt zitternd in seine Arme.

Ueber der Mendel weiterleuchtet es, und der Mond macht ein geheimnisvolles Gesicht.

Licht und Duft strömen über das Land.

Die Häuser schlafen.

„Siehe,“ spricht stehend das Mädchen, „dort in den Häusern ruhen die Menschen . . . und wenn sie erwachen, so werden sie mit den Fingern auf mich zeigen.“

„Nein, nein! Nichts gibt es mehr auf Erden außer uns.“

Schweigend halten sie sich umschlungen.

In blonden Locken wühlt das silberne Licht des Mondes.

Der Mond geht seinen Weg. Sein schallhaftes Antlitz leuchtet in stille Kammern hinein, in denen die Schläfer träumen.

Die Spitze des Kirchturmschattens gleitet langsam über die weißen Mauern des Pfarrhofes. Alle Lichter im Dorfe sind erloschen.

Nur die rote Ampel unter dem Bilde der schmerzreichen Jungfrau Maria an der Kirchofsmauer glüht still durch die Sommernacht.

Von der Alpe kommt ein frischer Wind herunter, der in die armdicken Wasserstrahlen der Brunnen fährt und sie lustig zerzaust.

Die Wollenbank über dem langen Zug der Mendel hat sich emporgetürmt.

Im Osten steigt hinter dunklen Bergen graufahles Licht heraus.

In Sankt Valentin krähen die Hähne.

In den Ställen regt es sich polternd.

Im Walde hoch oben fällt ein Schuß, der langsam verrollt . . .

Ein grauer Morgen steigt herauf, mit roten Streifen, die breit über den Himmel ziehen. —

(Nachdruck verboten.)

# Lütticher Weltausstellung.

Lüttich, 8. Juni 1905.

I.

Die Behauptung, die Welt sei ausstellungsmüde, gilt nicht für Belgien. Der kleine belgische Staat, der trotz seines geringen Flächenraumes und seiner sich nur auf sieben Millionen Köpfe belaufenden Bevölkerung zu den bedeutendsten Industrie- und Handelsländern Europas zählt, hat in kurzem Zeitraum drei große internationale Ausstellungen abgehalten: 1894 in Antwerpen, 1897 in Brüssel und in diesem Jahre in der allertümlichen Bischofsstadt an der Maas und Durthe, in Lüttich. Kaum hatten sich im Spätherbst 1897 die Pforten der Brüsseler Weltausstellung geschlossen, als auch schon in der belgischen Handelspresse der Plan auftauchte, im Jahre 1905 eine neue Weltausstellung auf belgischem Boden abzuhalten, die in noch stärkerem Maße, als die eben geschlossene, der Welt in einem internationalen Wettstreit zeige, was Belgiens hochentwickelte Industrie zu leisten vermöge. Zur Motivierung des Projektes wurde angeführt, daß Belgien im Jahre 1905 das 75jährige Jubiläum seiner nationalen Unabhängigkeit feiere. Im August 1830 sei es gewesen, als Belgiens große Städte, voran Brüssel, sich gegen die holländische Herrschaft empört, die einrückende niederländische Armee zurück-

geworfen und Belgiens staatliche Selbständigkeit erklärt hätten. Nicht besser könne diese Belgiens Geschid entscheidende „nationale“ Revolution gefeiert werden, als durch eine große Ausstellung, die dem Lande Gelegenheit gäbe, zu zeigen, was es wirtschaftlich in den drei Vierteljahrhunderten seiner nationalen Unabhängigkeit erreicht habe.

Das Projekt fand Zustimmung; nur die Frage, in welcher Stadt die Ausstellung stattfinden solle, machte Schwierigkeiten. Die meisten hielten Brüssel für die geeignetste Ausstellungsstadt, doch wußte Lüttich ihr bald den Rang abzulaufen. Die Stadtgemeinde bewilligte 18 Millionen Frank, ein Lütticher Komitee sammelte einen Garantiefonds von weiteren 11 Millionen Frank, und nachdem sich auch eine Reihe Großindustrieller für Lüttich entschieden hatten, entschloß sich der belgische Staat ebenfalls zu einer Beisteuer von 6 Millionen Frank.

Die finanzielle Grundlage war gesichert; dennoch stieß Lüttich nicht nur im westlichen Belgien, sondern noch mehr im Auslande auf starkes Mißtrauen. Was vermag, hieß es, Lüttich gegenüber Städten wie Paris, St. Louis und Chicago zu bieten — Lüttich, diese Provinzialstadt mit noch nicht 200 000 Einwohnern. Doch man hatte nicht mit dem Konkurrenzstreit unter den europäischen Industriestaaten gerechnet. Nachdem die belgischen Großindustriellen, namentlich die großen Eisen- und Maschinen-gesellschaften, sich zur Befähigung der Ausstellung entschlossen hatten, glaubten die großen nordfranzösischen und Pariser Firmen nicht zurückbleiben zu dürfen, und diesen konnte wieder die rheinisch-westfälische Kohlen-, Eisen- und Maschinen-industrie mit ihrem beträchtlichen Export nach Belgien und Holland nicht gut das Kampffeld überlassen. Eine Anmeldung folgte der anderen. Die Maße der projektierten Ausstellungshallen erwiesen sich als zu klein und mußten vergrößert werden. Jänner mehr dehnte und streckte sich die im Süden Lüttichs, an den Ufern der Maas und Durthe emporwachsende Ausstellungsstadt. Allerdings mit der letzten großen Pariser Ausstellung kann es die Lütticher nicht aufnehmen, selbst das Ausstellungsterrain der 1889er Pariser Weltausstellung war noch um ein wenig größer; aber immerhin kann Lüttich sich sehen lassen. Seine große Industriehalle bedeckt eine Fläche von 2½ Hektar, seine Riesenmaschinenhalle von 8 Hektar und seine gesamten Ausstellungsgebäude ohne die Häuser von Alt-Lüttich, die Restaurants und Vergnügungsortlichkeiten eine Fläche von 12 Hektar. 31 Nationen haben sich zum Wettstreit eingefunden, darunter fast sämtliche Länder Europas mit Ausnahme Portugals, Norwegens und Dänemarks.

Leider ist die Ausstellung noch immer nicht fertig; sicher werden, bis die letzten Baugerüste verschwunden, die letzten Schutthaufen entfernt sind, noch vier, fünf Wochen, vielleicht auch noch sieben oder acht, verstreichen. Besonders im Vennes-Biertel, dem industriellen Hauptquartier, sieht es zu beiden Seiten der großen Maschinenhallen am Durthe- und St. Vincentquai noch recht wüst aus. Die dort von verschiedenen großen deutschen, französischen und belgischen Industrie-gesellschaften, vornehmlich der Eisen- und Stahlbranche, für ihre Spezialausstellungen erbauten Hallen und Pavillons sind sämtlich noch nicht fertig. Auf den schwankenden Gerüsten stehen pfeifend und singend die Stukkateure und Maler, aus dem Inneren dringt das Getöse der Säge und der schwere Hammerschlag der Eisenarbeiter hervor, während draußen auf den von der Nordbahn hierher gelegten Schienensträngen mit zugebedeten Maschinen gepackte Lotvries halten und zwischen ihnen hindurch sich neue Züge mit ankommenden Ausstellungsgütern winden. Das Ganze sieht weit mehr nach dem Bauhof einer großen Eisenbahnkonstruktionswerkstätte als nach einem Ausstellungsplatz aus. Auch in anderen Teilen der Ausstellung wird noch gebaut, und selbst in der Hauptindustriehalle findet man neben völlig fertigen Abteilungen solche, in denen zwischen aufgetürmten Kisten noch Zimmerer und Tischler arbeiten.

Die Lütticher lebensfrohe Bevölkerung, die sich in der Ausstellung tummelt, stört diese Unfertigkeit recht wenig. Sie betrachtet ihre „Exposition“ vom Standpunkt des Amüsemments und betritt jene Teile der Ausstellung wenig oder gar nicht, sondern hält sich an die vielen Vergnügungen, die den Besuchern geboten werden. Die Fremden, vornehmlich die aus weiter Ferne hergekommenen Aussteller, machen hingegen verdrießliche Gesichter und spotten über die Nonchalance und die Energielosigkeit der Ausstellungsleitung. Nach meinen Beobachtungen nicht ohne eine gewisse Berechtigung. Es soll zugestanden werden, daß die Herrichtung des Terrains, die den Bau mehrerer großer Brücken nötig machte, viele Zeit in Anspruch genommen und den Beginn anderer Arbeiten verzögert hat; aber die meiste Schuld trägt doch das liebe Phlegma, das bequeme Prinzip „Morgen ist auch noch ein Tag“. Das zeigt sich deutlich darin, daß manche der Rasenplätze und Blumenbeete erst vor einigen wenigen Wochen angelegt worden sind und sich erst jetzt die grünen Sälmägen schüchtern aus dem gelben Boden hervorstellen; ja an einzelnen Stellen beginnt man erst mit dem Umgraben und Einsetzen der Pflänzchen, und zwar auch heute noch, obgleich schon sechs Wochen seit der Ausstellungsöffnung verstrichen sind, in vollster Gemächlichkeit. Auf Flächen, zu deren schneller Herrichtung mindestens zehn, zwölf Mann erforderlich wären, arbeiten gemächlich zwei, die sich auch nicht übermäßig anstrengen.

Dagegen möchte ich als einen Vorzug der Lütticher Ausstellung rühmen, daß man das Prinzip der Kolossalität, das Prinzip, durch eine würdige Monumentalität und gigantische Formen zu imponieren, für das die französische Kunstkritik den treffenden Ausdruck éléphant de l'art, Kunst-Elephantismus, erfunden hat, meist aufgegeben und vorgezogen hat, statt schwerfälliger Riesengebäude mehrere kleinere,

sich dem landschaftlichen Charakter des Ausstellungsgeländes anpassende Bauten herzustellen. Nur die Maschinenhalle gleicht einem Riesenschuppen mit Bahnhofshallen, die Front der großen Industriehalle, die an beiden Seiten in schlanken Uhrtürmen ausläuft ist gut gegliedert und würde den Eindruck eines hübschen französischen Kunstpalastes machen, wenn man nicht, der sogenannten imposanten Wirkung wegen, dem Gebäude eine große Portalhalle mit mächtigem kufenförmigen Triumphbogen und einem die Seitenflügel um das doppelte überragenden hohen Turmviereck vorgebaut hätte. Ja bin deshalb auch geneigt, anzunehmen, daß man das Prinzip der Kolossalwirkung nicht aus eigenem Antrieb verlassen hat, sondern einem Zwange folgte. Das Ausstellungsterrain besteht nämlich nicht aus einer großen einförmigen Fläche. Es setzt sich aus mehreren vor der Maas, der Durthe und dem Durthekanal gebildeten Halbinseln oder richtiger Landzungen zusammen, die durch breite schöne, zum Teil erst neuerbaute Brücken verbunden sind. Diese Zersplitterung des Geländes wie die Rücksichtnahme auf den alten Baumbestand des zwischen der Maas und Durthe gelegenen Teiles der Ausstellung, zu dem man den Jardin d'Acclimatation und den öffentlichen Parc Lüttichs hinzugezogen hat, nötigte die Architekten, mochten sie wollen oder nicht, auf imposante Raffentwirkungen ziemlich zu verzichten.

Eigentlich besteht die Ausstellung aus vier in sich abgeschlossenen Quartieren. Links der Maas, im Süden Lüttichs, südwestlich von den Champs des Oiseaux, erstreckt sich das Fragnée-Viertel der Ausstellung, die Vergnügungsabteilung mit dem Wurstelprater, dem Theater und den sonstigen „Attractions“, wie der Lütticher die Schaustellungen nennt. Mit ihm durch eine breite Brücke verbunden, liegt auf einer durch die Maas und Durthe gebildeten dreieckigen Halbinsel das „Quartier du Vieux-Liedje“, das Alt-Lütticher Viertel. Eine zweite, kleinere Brücke führt hinüber zur Hauptabteilung der Ausstellung, dem Vennes-Viertel, mit der großen Industriehalle, der Maschinenhalle, verschiedenen Pavillons für die Ingenieurkunst, Eisenkonstruktion, Marmorindustrie usw. sowie mit der französischen Agrifkultur- und der Festhalle, und von diesem Teil wieder führt eine dritte breite Brücke zu dem von der Maas und der kanalisiertem Durthe eingeschlossenen, schon erwähnte, parkartigen Voverie-Viertel, das neben den beiden Kunstpalästen die Pavillons der kleineren europäischen Einzelstaaten sowie der französischen Kolonien in Afrika und Asien enthält.

Hat die Eigenart des Geländes manchen großen Vorteil, so doch auch manchen gewissen Nachteil, der vornehmlich von den Fremden, die sich die Ausstellung „mal ansehen“ und nur einen oder zwei Tage in Lüttich bleiben wollen, recht sehr empfunden wird: der Rundgang durch die Ausstellung, das, was man hier „faire la tour de l'exposition“ nennt, erfordert natürlich bei dieser Zerissenheit des Terrains weit mehr Zeit, als wenn alle Hauptgebäude nahe beieinander lägen. Indes allzu tragisch darf man diesen „Mebelstand“ nicht nehmen, denn es fahren zwei elektrische Linien quer durch die Ausstellung bis nahe vor die Haupthalle, ferner mehrere Automobile auf Schienen, und schließlich kann, wer seinen Geldbeutel nicht zu schonen braucht, sich auch noch das Vergnügen leisten, sich von den Gondolieren auf den verschiedenen das Gelände durchziehenden Flußläufen nach den wichtigsten Sehenswürdigkeiten hinrudern zu lassen. Andererseits aber ermöglicht diese Wahl des Ausstellungsplatzes, daß man von den beiden Hauptbahnhöfen Lüttichs, der Station der Guillemins und der Station der Longdoij die nächstgelegenen Eingänge zur Ausstellung bequem zu Fuß in 12 bis 15 Minuten zu erreichen vermag, wenn man nicht vorzieht, die elektrische Bahn zu benutzen.

Der Haupteingang liegt nahe bei der erstgenannten Station. Rechts von ihm erhebt sich der Pavillon für Belgien und Landwirtschaft, links die einfache Halle für Belgiens Landwirtschaft und Gartenbau. Die Halle ist fertig, die innere Einrichtung noch nicht; nur etwa ein Drittel des inneren Raumes kann vom Publikum besichtigt werden. In den anderen Teilen arbeiten noch die Handwerker. Auch die neben der Halle erbauten Warenhäuser sind noch nicht fertig. Durch einen breiten, an beiden Seiten mit Gartenanlagen verzierten Promenadenweg gelangt man auf eine Terrasse am linken Maasufer. Hinter den Anlagen liegt der Wurstelprater mit Panoramen, Wasser- und Bergreißbahn, Gondel-Skaruffel, Wurstelbuden, Konditoreien, Kaffee- und Tee-pavillons usw.: das alte Inventar jeder größeren Ausstellung. Rechts auf der Terrasse erhebt sich, seine Längsseite dem Maasufer zugekehrt, der Ausstellungs-Theater, ein düsterer, trokiger Bau mit Türmen, Zinnen und großer Zugbrücke, der Typus einer jener alten Mauerburgen der Ardennen, deren Ruinen noch heute die Höhen des Durthe- und Amblewats schmücken. Die Burg ist von dem Lütticher Universitätsprofessor Jules Ritter- und Volksausstattungsstück aus Lüttichs Vergangenheit, „Der Eber der Ardennen“ genannt, aufzuführen läßt. Rings um die Burg, meist mit der Rückseite an diese gelehnt, liegen eine Reihe altlütticher Häuser und Hütten, als suchten sie Schutz unter den Zinnen der Burg gegen feindliche Ueberfälle. Sie dienen meist dem edlen Zwecke, die Ausstellungsbesucher mit Bier und Wein zu versorgen.

An und für sich ist die alten Originalen nachgebildete Burg nicht häßlich, läge sie in waldiger, bergiger Gegend, sie würde sicherlich von vielen hübsch und romantisch gefunden werden; in dem Getriebe des Wurstelpraters macht sie aber einen sonderbaren Eindruck. Und das gleiche gilt von dem hohen Bohrturm — man muß

heute schon recht hoch bauen, um tief in die Erde dringen zu können — der Internationalen Bohrgesellschaft zu Erkelenz. Trübselig und resigniert, als fühle er sich in seiner Würde doch über derartige Firtelanzereien erhaben, schaut er auf das lustige Jahrmarchts-treiben zu seinen Füßen herab. Hinter ihm liegt das große Restaurant der Münchener Haderbrauerei, mit Alpendekorationen Tyroler Sängern und „echten“ Münchener Kellnerinnen — mir scheinen es allerdings der Aussprache nach zum Teil Oesterreicherinnen zu sein. Das Restaurant findet nicht nur von Seiten der Deutschen, sondern auch der Lütticher guten Zuspruch, die lieber „Munich“ trinken, als ihre muffigen, zum Teil schwefelgelben Biere. Es ist denn auch alles nach Lütticher Sitte zugeschnitten, selbst die Speisearten sind im Küchenfranzösisch abgefaßt — zum Leidwesen so mancher deutschen hungriger Seele, die hier Erquickung sucht. Neben mir am Tisch sah gestern ein gemüthlicher Sachse. Tiefstinnig schaute er auf die Speisekarte, rief die Kellnerin und meinte verdrießlich: „Hören Sie, können Sie mir nicht übersehen, das is doch kein Deitsch. Was heeßt Mouton?“ Aufgebracht über diese Zumutung sah ihn das Mädel geringschickig an: „Woas woah? t, Mouton is vom Hammel. Effens halt Mouton oder a Gulajch.“

Ueber die hier mehr als 200 Meter breite Maas führt die vom Ingenieur Demany nach dem Modell des Pariser Pont d'Alexandre erbaute neue Fragnée-Brücke (mit ihren schlanken Säulen eine der schönsten Brücken, die ich gesehen habe) zu dem Quartier von Alt-Lüttich. Von der das tief unten liegende Flußbett in drei großen Bogen überspannenden Brücke bietet sich ein wunderbarer Ausblick auf Lüttich und die es umgebenden bewaldeten Höhenzüge. Unten stoßen Maas und Durthe zusammen, zwischen ihnen auf einer langgestreckten Landzunge die prächtigen Baumgruppen des Jardin d'Acclimatation und des Parc Public. Etwas mehr links, am anderen Ufer der Maas, dehnt sich die Häusermasse des alten Lüttichs, aus der sich gleich grünen Oasen mehrere Baumpartien erheben, fern am Horizont überragt von den die Zitadelle tragenden Höhenzügen des Chevreumont.

Alt-Lüttich besteht aus dem alten Marktplatz der Stadt. Die alte während der französisch-belgischen Revolutionskämpfe zerstörte St. Lamberts-Kathedrale ist genau nach den vorhandenen Zeichnungen wiederhergestellt, und ebenso sind die meisten den Marktplatz umschließenden Gebäude, darunter das alte Lütticher Rathaus aus dem 15. Jahrhundert, genau den alten Originalen nachgebildet — durchweg ganz vorzüglich, keine der gewöhnlichen Theaterdekorationen, wie ich sie auf früheren Ausstellungen sah. Im ganzen enthält der Marktplatz und die beiden kleiner angrenzenden Nebenstraßen etwa siebzig Häuser, in deren unteren Räumen meist Bier- und Weinstuben oder Läden untergebracht sind. Sie haben in den Wochentagen wenig zu tun, denn für den Besuch Alt-Lüttichs wird ein Extra-Eintrittsgeld erhoben und außerdem ist es, wenn sich auch einige der Schänken sogen. „Cabarets“ und andere Unterhaltungen zugelegt haben, doch im Wurstelprater weit lustiger.

Der Weg führt über die Feltinne-Brücke zum Festplatz mit der großen Industrie- und Handeshalle und der Festhalle. Das Portal der Industriehalle ist, wie ich schon erwähnte, viel zu schwer. Auf einem mächtigen, wohl fünfzig Fuß hohen Torbogen erhebt sich ein zweistöckiges Turmviereck mit Galerie und Weltkugeln tragenden Säulen, auf denen mit ausgebreiteten Armen weibliche unerkennbare Gestalten balanzieren, wahrscheinlich Friedensgöttinnen oder dergleichen. Trotzdem würde sich das Gebäude besser präsentieren, hätte man den prächtig am Durthe gelegenen Festplatz freigelassen und nur mit Gartenanlagen und vielleicht einem oder zwei Musiktempeln geschmückt. Statt dessen hat man auf dem Platz vier größere Restaurants, den Musikloos, sechs kleinere Pavillons, das Gebäude für die französische Agrifkulturausstellung und noch einige Verkaufsbuden usw. untergebracht und ferner, um für diese Ueberfülle Platz zu gewinnen, das einfache, schöne, im Stile Ludwigs XV. erbaute Festpalais so nahe an die Industriehalle herangerückt, daß es deren linken Seitenflügel halb verdeckt.

An dem französischen Ausstellungsgebäude für die Nahrungsmittelindustrie vorbei führt eine breite Brücke über die Durthe zum parkartigen Voverieviertel, das in mancher Hinsicht an den schönen Treptower Park erinnert, nur ist es noch weit wasserreicher. Es enthält am Durthe-Ufer entlang das im spätgotischen Stil ausgeführte Lütticher Haus, das dem alten Lütticher Rathaus aus dem 15. Jahrhundert nachgebildete Palais der alten Künste, den Renaissancepalast Kanadas und das anmutige, feine Palais der neuen Künste: eine vergrößerte Nachbildung der bekannten von Ludwig XIV. in St. Cloud errichteten „Bagatelle“, die nach Wendingung der Ausstellung nicht abgebrochen wird, sondern als Kunstpalast stehen bleiben soll. Außerdem enthält der Voveriepark noch die größtenteils inmitten prächtiger Baumgruppen am Maasufer gelegenen serbischen, montenegrinischen, bulgarischen, algerischen und tunesischen Pavillons, den französisch-afrikanischen Palast im marokkanischen Stil mit der französischen Kolonialausstellung, den Frauenpalast mit Erzeugnissen weiblicher Hand- und Kunstfertigkeit, den asiatischen Pavillon und — natürlich — eine Anzahl Bierrestaurants, Cafés und Weinstuben.

Größere, reicher besichete Ausstellungen hat es schon gegeben, als die Lütticher; ob aber auch anmutigere, das möchte ich bezweifeln. Das Gelände ist einzig; schade nur, daß es noch Wochen dauern wird, bis endlich alles fertig ist.

Heinrich Cunow.